

Kinder der Seele [Fortsetzung]

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

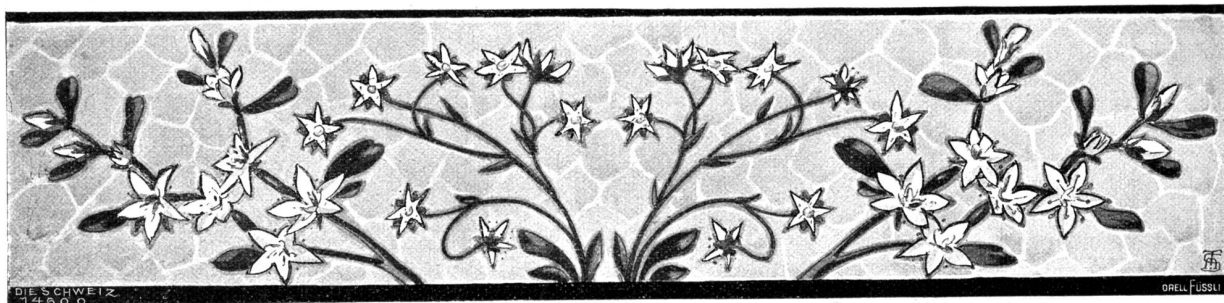
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574701>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



— Kinder der Seele —

Roman von Irma Goeringer, Zürich.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Am Abend begleitete Rudolf Hilbe nach Hause, da Rainer noch einen Krankenbesuch machen mußte. Unterwegs sagte er:

„Ich bin jetzt schon zwei Semester an der Universität; aber ich habe noch fast nichts gelernt. Papa will ja absolut, daß ich Jurist werde; aber die Sache interessiert mich kein bißchen. Ich habe darin nur das Notwendige belegt und höre meist philosophische Fächer. Aber auch da läuft eine Enttäuschung hinter der andern her. Ich habe so viel erhofft und so wenig gefunden. Wenn ich nicht Halt hätte an meinem heimlichen Schaffen, an meinen Versen und Novellen, ich glaube, ich würde an der Möglichkeit, in einem bürgerlichen Berufe Freude zu finden, verzweifeln.“

„Oh weh,“ sagte Hilbe, „wenn das dein Vater hörte!“

„Das ist es ja eben, daß mich Papa gar nicht begreift! Ihm ist das Brotstudium das Wichtigste; ob ich dabei innerlich verdorre, ist ihm Nebensache. Aber, weißt du, Tante Hilbe, ich verzweifle doch nicht. Ich fühl's ganz deutlich, ich trage einen Schatz in mir, den ich eines Tages heben werde. Ich muß nur das Zauberwort haben, das mir die Höhle erschließt. Dann finde ich sicher unter den vielen Wahrheiten der Welt auch diejenige heraus, die mir nützt. Und wenn der neue Klang in deiner Brust ein Echo weckt, Tante Hilbe, so rufe ich, wie heute Lona in überzeugtem Vertrauen: „Dann ist es die Wahrheit!““

Hilbe freute sich an der frischen Kraft des jungen Menschen, der auch durch sein Nömerepos, dem später einige Nömerdramen gefolgt waren, ihren Glauben an seine Begabung nicht zerstört hatte. Aber sie wollte nicht neuen Zündstoff in diese empfängliche Seele werfen durch ihre Zustimmung. Sie sah einen Konflikt zwischen Vater und Sohn kommen, hielt ihn sogar für notwendig; aber sie wollte ihn nicht beschleunigen. Deshalb sagte sie:

„Du weißt, Rudi, daß ich Vertrauen zu dir und deinem Streben habe. Aber ich rate dir auch: Sei nicht eigensinnig gegen deinen Vater und laß deine kindliche Liebe durch seinen Mangel an Verständnis nicht töten! Schließlich hängt der Vater doch sehr an dir, und du hast heute wieder bei Gieses gesehen, daß die Elternliebe auch oberflächliche Gemüter beherrscht. Wie würdig

erschien Selma, wie ergreifend klang die Klage Gieses! Der Schmerz um ihr totes Kind hat diese Menschen wunderbar geädelt. Zieh' auch daraus eine Lehre für die Zukunft, Rudi!“

„Ach, Tante Hilbe, du bist doch eine herrliche Frau!“

„Ist das alles, was du mir zu antworten hast?“

Hilbe sah lächelnd zu ihm auf: „Schäm' dich, du großer Mensch, so etwas sagt man nicht! Aber vielleicht sollte die Schmeichelei nichts weiter bezwecken, als eine Gegenleistung hervorrufen. Sei's denn! Du darfst mir alles bringen, was du im letzten Sommer mit der Feder geübt hast. Ich gebe dir in Gnaden die Erlaubnis.“

Und mit der freundlichen Anmut, die den jungen Mann bezauberte, wie sie ihn als Kind angezogen hatte, verabschiedete sich Hilbe an der Haustür.

Er wußte, daß sie nun zu ihrem Sohn gehen und auch für ihn ein Wort finden würde, das den Stachel aus seiner schmerzenden Wunde zog und den Schrecken vor dem Unabwendbaren in geduldige Ergebung wandelte. „So wird der Reichtum ihrer Liebe zum Handeln und ihr Handeln zum Wohltun,“ dachte Rudolf; „mag sie es mir auch auszusprechen verwehren, denken werde ich's immer: Sie ist eine herrliche Frau!“

III.

Fast sieben Jahre flogen dahin im Gleichmaß von Licht und Schatten. Sie waren einander ähnlich, diese Wochen und Monate — die zufriedenen Kinder einer freundlichen Zeit! Kein jäher Wechsel erschreckte oder erfreute die Herzen der Eltern, kein scharfkantiges Erlebnis zeichnete unverwischbare Linien in die weiche, empfindsame Seelenfläche der Kinder. Das, was geschah, reifte sich aneinander in natürlicher Folge, und was sich jetzt anders darstellte, das war langsam geworden, ohne Staunen, ohne Erschütterung, fast unmerklich.

Auf Herberts Grab stand eine schlanke, schroff abgebrochene Marmorsäule. Die Blumen blühten und welkten an der stillen Stätte in unschuldiger Schönheit, und unwekbar blühte die Liebe zu dem Toten in den Herzen der Lebenden.

Von Lona hatten sich Gieses für zwei Jahre trennen müssen; denn es war unvereinbar mit Selmas Erziehungsprinzipien, einem heranwachsenden Mädchen zu

Hause den letzten Schliff zu geben. Den holte sich Bona jetzt in Lausanne.

Auch Gerhard lebte nicht mehr bei den Eltern. Rainer war seinem Grundsatz treu geblieben und gestattet dem Sohn, sich selbst nach Lust und Neigung einen Beruf auszusuchen. Und Gerhard tat, was Giese höchlichst erfreute und Hilbe eine schwere, aber stets liebevoll verborgene Enttäuschung bereitete, er wählte den Soldatenstand. Rainer gab leichtern Sinnes seine Einwilligung. Bei seinen Vermögensverhältnissen war Gerhard nicht gezwungen, auf Erwerb zu sehen; die gesellschaftliche Position gefiel ihm — „und schließlich,“ sagte er zu Hilbe, „kann sich ein tüchtiger Mann überall behaupten. Also, wenn es des Jungen aufrichtiger Wunsch ist, so lassen wir ihn gewähren.“

Hilbe verschwiegte auch dem Gatten ihre leise Trauer; sie bestand nur darauf, daß Gerhard das Gymnasium absolvieren. Er sollte eine Grundlage haben, an der er weiterbauen konnte, wenn ihm in späterer Zeit der Dienst nicht mehr behagte.

Als Gerhard das Reifezeugnis errungen hatte, gelang es Rainer, ihn in einem badiſchen Artillerieregiment als Avantagieur unterzubringen. Das bedeutete freilich eine Trennung vom Vaterhaus; aber das war Rainer gerade recht. Er wollte, daß der Junge seine ersten Eindrücke allein mit sich abmache, fern von dem verweichlichenden Luxus des elterlichen Hauses.

Und es zeigte sich von Jahr zu Jahr deutlicher, daß Gerhard die richtige Wahl getroffen hatte. Sein Beruf befriedigte ihn, und seine Leistungen befriedigten die Vorgesetzten. Er hielt sich auch wacker in Selbstsachen, kam mit seiner allerdings reichlichen Zulage aus und spielte nicht. Da seine Garnison in der Nähe des großelterlichen Gutes lag, ritt er öfters hinüber und knüpfte durch eine rasch aufblühende Zuneigung zu Heinrich und Heinz Hartwiger auch die losen Schlingen fester, die Hilbe mit ihrem Vater verbanden.

Rainer war mit dem Sohne sehr zufrieden, und auch Hilbe konnte sich eines herzlichen Stolzes nicht erwehren, wenn sie an des schmucken Offiziers Seite über die Wilhelmstraße ging. Aber wichtiger als der äußerliche Prunk war ihr, daß Gerhard bei jedem Urlaub das gleiche reine Herz, die innige, ehrliche Sohnesliebe mitbrachte. Und Rainer amüsierte sich, wenn Hilbe, sich ihrer frühern Pferdekennntnisse erinnernd, ein großes Gespräch mit Gerhard führte über Vor- und Nachteile verschiedener Rassenmischungen und über allerhand unheimliche Krankheiten dieser edeln Vierfüßler, von denen der Menschenarzt nichts wußte.

Weniger zufrieden war Werner mit seinem Sohne. Zwar erregte ihm das Telegramm, in dem Rudolf das glückliche Bestehen des Staatsexamens anzeigte, eitel Entzücken; doch die nächste Sendung seines fleißigen Sohnes dämpfte die Begeisterung so sehr, daß die laute Freude sich in eine stille Wut verwandelte. Und doch hatte Rudolf nichts getan, als eine Sammlung hübscher Novellen unter seinem Namen in die Welt geschickt. Die Kritik nahm ihm diese Leistung offenbar gar nicht übel; denn zu Werners aufrichtigem Erstaunen überwogen die guten und sehr guten Besprechungen bei weitem die ungünstigen, und das Publikum, der Weisung seiner literarischen Führer nachkommend, kaufte

das ansprechende Werk des neuen Autors. Von nun an konnte Werner nicht selten seinen Namen gedruckt sehen, bald passiv behandelt, bald als Schild für einen hübschen Artikel, eine Blanderei oder eine Skizze. Ja, seit einiger Zeit mußte er sogar an seinem Leibblatt erleben, daß es sich nicht entblödete, tagtäglich unter dem Strich ein Opus zu bringen, das sich Roman nannte und von seinem Sohne stammte.

Als Rudolf damals nach Hause kam, hatte es einen tüchtigen Zusammenstoß gegeben. Daß er ein gutes Examenzeugnis besaß, machte keinen Eindruck mehr. Werner grollte und schalt. Er verlangte von seinem Sohne das Versprechen, nie mehr eine Novelle oder ein Gedicht zu schreiben, sondern sich schnurstracks auf die juristische Laufbahn zu begeben und dort seine Vorbeeren zu ernten. Rudolf antwortete ehrerbietig, aber bestimmt, er habe sich dem Examen nur unterzogen, um seinem Vater zu beweisen, daß es ihm nicht an Fleiß oder Achtung vor dem väterlichen Willen fehle, er habe mit dieser Probe von der ganzen Jurisprudenz genug, denn er wolle ein freier Mensch sein, kein Mädchen an der Staatsmaschine.

Werner erklärte: „Du hast nur dann auf meine fernere pekuniäre Unterstützung zu rechnen, wenn du dich meinen Forderungen fügst. Ich gebe dir vierzehn Tage Bedenkzeit und erwarte dann eine vernünftige Antwort.“

In diesen vierzehn Tagen entwickelte Rudolf eine eifrige Korrespondenz mit seinem Freunde in Zürich, einem Schweizer, den er während seines zweisemestrigen Studiums an der Zürcher Universität kennen gelernt hatte. Nach Ablauf der Frist betrat er dann in sicherer Haltung seines Vaters Arbeitszimmer. Herr Werner, der gut gespeist hatte, war mild-herter gestimmt. Freundlicher begrüßte er den Sohn:

„Na, Trozkopf, wie stehen die Aktien? Hast du dich eines Bessern besonnen und einen braven Entschluß zuwege gebracht?“

„Ich denke, Papa.“

„Na, siehste wohl; ich wußt's ja, daß du Vernunft annehmen würdest. Nun wollen wir mal über deine Zukunft reden. Ich gebe dir monatlich fünfhundert Mark; damit kannst du auskommen, was?“

„Entschuldige, Papa, ich brauche das Geld nicht; du wirfst es mir auch schwerlich geben wollen, wenn...“

„Na? Was soll denn das wieder... Ich denke, du hast einen braven Entschluß gefaßt?“

„Das hab' ich auch, Papa, nur anders, als du meinst. Ich kann eine Stellung in Zürich annehmen als Hilfsredaktor bei einer Tageszeitung. Ich erhalte zweitausend Franken jährlichen Gehalt, und das Uebrige werde ich mir mit Belletristik verdienen. Es tut mir sehr leid, Papa, daß ich dich kränken muß; aber ich kann wirklich nicht anders handeln!“

Herr Werner sprang auf, elastischer als man ihm zugeτραut hätte. Ohne den Sohn eines Wortes oder eines Blickes zu würdigen, schritt er zur Tür, öffnete sie weit und rief, daß Frau Marie aus ihrem Mittags-schlaf aufschreckte: „Hinaus!“

Rudolf kannte seinen Vater; er wußte, daß jetzt nicht mit ihm zu reden war. Schweigend verließ er das Zimmer.

Am Abend fehlte er bei Tisch. Werner brauste auf: „Wo steckt der Bengel? Was ist das für eine neue Mode, nicht zum Essen zu kommen? Ich werde den Jungen Mores lehren!“

„Du vergißt, lieber Mann,“ sagte Frau Marie sehr sanft, „daß Rudolf dreiundzwanzig Jahre alt ist. Man kann ihn nicht mehr behandeln wie einen Schulknaben. Uebrigens ist er bei Hilde Kainer, und er wird auch dort wohnen, bis er nach Zürich abreißt.“

Und so geschah es. Frau Werner liebte ihren Sohn, und wenn sie auch nicht, wie dies Hilde getan hatte, die Begabung Rudis schon vor Jahren erkannte, so billigte sie doch jetzt, da ihr sein Buch sehr gefiel, seinen Entschluß und half ihm, soviel sie vermochte.

Die beiden Männer sprachen sich vor Rudolfs Abreise nicht mehr. Es verging ein Jahr, ehe Werner sich mit dem Sohne ausöhnte. Seinen Beruf lernte er noch langjamer ertragen; aber mit der Zeit gewöhnte er sich, und allmählich fing er sogar an, Freude daran zu haben. Wenigstens las er alles, was Rudi schrieb, zuerst und gab es nicht eher aus der Hand, bis er den Genuß zweimal gehabt hatte. Nur, daß der Sohn so gern in Zürich war und seine Stellung dort nicht aufgeben wollte, behagte ihm nicht. Aber Rudolf wußte, was er tat, und Werner mochte ihm nicht mehr in seine Angelegenheiten hineinreden.

So waren von den vier befreundeten Familien Frei's die einzigen Eltern, die ihr Kind noch bei sich hatten. Frau Vene erklärte auch jedesmal, wenn Selma davon anfang, daß nun für Lottchen die Pensionszeit da sei:

„Ich behalte mein Töchterchen bei mir. Lotte ist kein so arg komplizierter Charakter, daß ich raffiniert pädagogische Hilfe brauchte. Sie kann hier lernen Porzellan bemalen und Stickerien sticheln, wenn das absolut nötig ist. Dafür muß ich mich nicht von meinem Liebling trennen. Und was die Haushaltungskunst angeht, da möchte ich die Lehrerin sehen, die mehr davon versteht wie ich.“

Frau Selma wandte sich an Dr. Frei und versuchte, ihn für ihre Ansicht zu gewinnen. Aber Frei hielt zu seiner Frau. Das tat er überhaupt immer; denn er baute unbedingt auf den gesunden Menschenverstand und den Herzenstakt seiner Vene, die klug genug war, ihm in andern Dingen die Entscheidung zu überlassen und ebenso blindlings seiner Einsicht zu trauen.

So blieb Lottchen zu Hause und erfreute nicht nur Vater und Mutter, sondern jeden, der sie sah, durch ihren Anblick. Das muntere rosige Ding, das so gerne schwärmte, betete natürlich Hilde heimlich an. Sie betete auch ein wenig jeden Tag vor dem großen Bilde Gerhards, das sie aus dem Salonalbum in ihr Zimmerchen geflüchtet hatte.

Hilde liebte das Kind ihres besten Freundes von Herzen; aber die abwesende Lona konnte ihr der kleine Backfisch nicht ersetzen. Es gab Stunden, in denen sie eine fast brennende Sehnsucht nach Lona überfiel, eine Sehnsucht, die stärker war als das Heimweh nach Gerhard. Erschrocken gestand sich's Hilde ein: das Mädel stand ihr zuzeiten näher wie ihr eigener Sohn. Und das fühlte sie jedesmal, wenn eine Sorge oder ein

Schmerz ihren glatten Tag störte: dann wollte sie Lona's klangreiche Stimme hören, in ihren klugen Augen das Verständnis erkennen, das dies seltsame Mädchen jedes Leid erraten ließ.

Die Stunden, die unter dem Zwang dieses Wunsches standen, mehrteten sich; denn Hilde trug schwer an einer geheimen Angst. Ihr feines Ohr hörte den harten Schritt des Bürgers, der wieder in ihr Leben treten wollte, um kostbare Beute zu rauben. Und wieder schlich er tückisch heran. Grausam listig vermied er eine kurze Weile, auf offenem Weg zu schreiten; er verbarg sich so geschickt, daß die Umlauerer zu hoffen begannen, er habe sich besonnen, er habe sich ablenken lassen. Dann auf einmal verriet ein unheimliches Zeichen, wie er lautlos eine weite Strecke zurücklegte, wie er schon viel näher war, als selbst sein wachsamster Feind, der Arzt, geahnt hatte.

Hilde zitterte um ihres Mannes Leben. Ein Nierenleiden, das zuerst harmlos zu verlaufen schien, nahm plötzlich eine gefahrdrohende Wendung, und der grauenvolle Abschluß schien kaum mehr zu vermeiden. Fritz, der seinen Zustand richtig beurteilte, wollte seiner Frau noch nichts sagen. Aber Hilde erriet seine liebevolle Absicht, und eines Tages las sie in einem seiner medizinischen Bücher nach. Dann ging sie zu Dr. Frei und verlangte Aufrichtigkeit.

Karl Frei schonte sie nicht. Er kannte das starke Herz dieser Frau, und er wußte, daß ihre Kräfte wachsen würden mit den Anforderungen der peinvollen Aufgabe. Wie er erwartet hatte, blieb Hilde ruhig. Sie stellte nur wenige Fragen:

„Ist ein Irrtum in Ihrer Diagnose ausgeschlossen?“

„Ja.“

„Es gibt kein Mittel, ihn zu retten?“

„Liebe Frau Kainer, Sie sind grausam mit Ihren Fragen!“

Hilde ergriff seine Hand, und Frei fühlte durch das Leder des Handschuhs die Eiskälte ihrer Finger. Ihre Augen bohrten sich in die seinen mit einem fremden, starren Ausdruck, und ihre Stimme hatte einen raubbefehlenden Ton:

„Ich will Wahrheit, Doktor! Gibt es kein Mittel, ihn zu retten?“

Wie unter einem Zwange antwortete der Freund:

„Keines.“

Die schmalen Finger preßten ihn wie Krallen:

„Befinnen Sie sich . . . Kein Mittel, keines?“

„Nein.“

Da ließ sie seine Hand los und bedeckte ihre Augen. Frei sah, wie ihre Lippen zuckten. Eine scharfe Linie zog sich zum ersten Mal von den Nasenflügeln zum Mund. Sie wird sich dort eingraben für immer, dachte der Arzt.

Hilde hatte ihre volle Beherrschung wieder erlangt:

„Muß Fritz viele Schmerzen leiden? In seinem Buch steht nichts darüber . . .“

Frei sah erstaunt auf:

„Nein . . . Warum fragen Sie?“

„Er nimmt Morphium.“

„Wieviel?“

„Einstweilen nur einige Zentigramm; aber er wird mehr nehmen.“



Schnellzug. Nach dem Gemälde von Gottfried Herzog, Wienbach.

Wieder bohrten sich ihre Augen in die seinen, und nun las er in ihrem Blick eine feierliche Entschlossenheit. Er verstand sie; aber er wollte doch noch einmal prüfen.

„Kontrollieren Sie den Morphinumverbrauch! Fritz kann sich schaden, er kann Morphiniist werden.“

Da brach es aus ihr heraus, bitter und gellend:

„Wie schrecklich, wenn ein Sterbender Morphiniist würde! Wie schrecklich, wenn er, der Arzt, der sein Los kennt, sich dieses Los erleichtert, sich über das Entsetzliche auf Erden, über die Todesangst, hinweghilft durch einen beschönigenden, tröstenden Kausch! Ja, ich werde den Morphinumverbrauch kontrollieren, ich werde dafür sorgen, daß seine Flasche stets gefüllt ist, daß seine Nadeln scharf und spitz sind. . . Ich werde dafür sorgen, daß mein armer, armer Mann seine Leiden abkürzt, von denen ich ihn nicht zu erlösen vermag. Retten kann ich ihn nicht, so will ich ihm wenigstens helfen.“

Die Tränen, die sie so lange zurückgedämmt hatte, brachen nun doch hervor. Frei nahm ihre Hände und rieb die kalten Finger solange, bis sie sich ein wenig erwärmten. Mit leisen, guten Worten suchte er die gequälte Frau zu beruhigen. Aber zum ersten Mal in ihrer langen Freundschaft hörte Hilde nicht auf die Stimme des vertrauten Menschen.

Alle Gedanken umgaben ihren Mann, in dessen sorgsamer Liebe sie eingehüllt war wie in einen weichen warmen Schutzmantel gegen die unfreundlichen Stürme des Lebens. Jetzt sollte sie diese Liebe verlieren, und

nur wenig Zeit blieb ihr, um ihm wieder und wieder Dank zu sagen, um ihn nun zu stützen, zu betreuen, für ihn zu sorgen!

Hastig stand sie auf: „Ich will nach Hause. Von diesem Augenblick an verlasse ich Fritz nicht mehr, und was Liebe erfinden, was Zärtlichkeit erfinden kann, das soll ihm zugut werden. Keine Klage soll er hören, keine traurige Miene soll er sehen! Wenn Sie mir Freund sind, Doktor, dann kommen Sie, so oft es Ihnen möglich ist. Wir beide wollen uns als treu bewähren in dieser Zeit.“

So verliefen die letzten Wochen, die Fritz Rainer zugemessen waren, wie ein traurig erhabenes Fest seltener Liebe. Hilde stand an seiner Seite, wenn die Not des LoslöSENS sein Wesen verdüsterte, wenn die tollen Bilder des Morphinumrausches seine arme Seele erregten, wenn ruhigere Augenblicke friedlich ergebene Gedanken brachten. Sie ließ Gerhard erst kommen, als der Abschied nahe war; dann half sie den Männern zu würdiger Fassung durch ihr Beispiel.

Und in der letzten Stunde, in der unbegreiflich rätselhaften Stunde, in der sich das Leben von einem Körper trennt, bewahrte Hilde seine Seele vor den Martern der Angst. Rainer hatte vergessen, was ihn seine Wissenschaft lehrte; er fühlte es nicht, wie der Tod sein Haupt zeichnete. Aber Hilde sah es, sie hielt Wache bei ihm, und ihre Liebe stützte seine Seele, daß sie durch das dunkle Tor schritt, fast ohne es zu wissen.

* * *

IV.

Dr. Frei kam mit Lottchen zu Hilbe. Das tat er seit Kainers Tod fast täglich; denn ihn beunruhigte die starre Ruhe seiner Freundin.

Die Selbstbeherrschung, die Hilbe am Krankenlager ihres Mannes geübt hatte, der Zwang, den sie damals ihren Stimmungen antat, rächte sich in einer Ueberanstrengung ihrer Nerven. Gerhard weinte jämmerlich am Sarge des Vaters; auch den Freunden standen die Augen voll Wasser, und die Frauen schluchzten in aufrichtigem Kummer. Nur Hilbe fand keine Tränen. Bleich und schlank hob sich ihre Gestalt in den schwarzen Gewändern, gelassen bewegte sie sich, und nur wenn sie sprach, klang in ihrer Stimme etwas Fremdes. Und das blieb, war noch heute da, sechs Wochen nach dem Tode.

Dr. Frei, Gieses und Werners versuchten vereint, Hilbe ihrer Apathie zu entreißen. Es half nichts. Da kam Rudolf, dem man darüber nach Zürich geschrieben hatte, auf den Einfall, Lona aus der Pension zurückzuholen.

„Tante Hilbe liebt Lona mehr wie uns andere,“ meinte er, „und wenn ein Mensch das Wort findet, das den Schmerz der armen Frau löst, so ist es unser Krauskopf. Ich werde Lona in Lausanne holen und sie in Basel in den richtigen Zug setzen. Sagt aber Tante Hilbe nichts davon; die Ueberraschung muß auch das Ihre tun!“

Dr. Frei unterstützte Rudolfs Plan energisch, und Gieses willigten um so lieber ein, als beide ebenfalls Heimweh nach der Tochter hatten.

Nun war Lona angekommen, und Dr. Frei sollte Hilbe vorbereiten.

Im Garten vor dem Hause trafen Frei und Lottchen auf Gerhard. Der junge Offizier, der noch am Begräbnistag wieder in seine Garnison zurück gemußt hatte, durfte nun einen längern Urlaub in Wiesbaden zubringen. Seine Jugend trug die Trauer um den Vater leichter als die Sorge um die Mutter, deren leidenschaftliches Verharren in tiefstem Leid er kaum begriff. Während zärtlich hegte er die Mutter in allen kleinen Tagesfragen; aber auch er fand nicht das erlösende Wort für sie.

Daß man soviel von Lonas Einfluß erwartete, kränkte ihn ein wenig. Sollte dem wilden, eigensinnigen Bäckfisch gelingen, was er immer von neuem vergeblich versuchte? Hestig sprach er darüber zu Lottchen, die ganz seiner Ansicht war. Die beiden vertrugen sich

vorzüglich. Lottchen ging in Bewunderung und Ehrfurcht für Gerhard auf, und ihm tat es wohl, wenigstens einer Seele so gewaltig zu imponieren. Seine Dankbarkeit äußerte sich in Bonbonnieren und herzlicher Teilnahme für Lottchens Sorgen, die beim französischen Aufsatze anfangen und beim deutschen endigten. Auch im Urteil über Lona gingen beide einig: sie war eine eingebilbete, überspannte Person, die sich wichtig nahm, weil Hilbe sie unbegreiflicher Weise entsetzlich verwöhnte.

Dr. Frei freute sich einerseits, daß die Schwärmerei seines Töchterchens einen so vertrauenswürdigen Gegenstand gefunden hatte, und gönnte andererseits Gerhard diese niedliche Zerstreuung in seinem trüben Urlaub.

Als er den jungen Offizier im Garten seiner warten sah, rief er in gedämpftem Tone:

„Bitte, Geri, nimm dich heute jogleich Lottchens an! Lona ist da, und ich muß die Mutter vorbereiten. Bleibt im Garten ihr zwei, und wenn ihr Lona kommen seht, so pfeife den Anfang der Lannhäuserower-



Abend. Nach dem Gemälde von Gottfried Herzog, Meienbach.

türe. Ich nehm's als Signal und spreche das Stichwort zu Bonas Auftreten. Also vergiß nicht: die Lannhäuser-ouvertüre!"

Lächelnd ging er ins Haus, und die beiden Zurückbleibenden sahen sich achselzuckend an.

"Nun macht Papa auch schon mit," sagte Lottchen, "alle hat sie verheert, diese Lona, diese dumme Person! Denk' mal, Geri, heute morgen, als Papa von Gieses kam, wo er Lona getroffen hat, stürmt er zu Mama und mir ins Zimmer und ruft schon unter der Tür: 'Lona, du hast ja keine Ahnung, wie schön das Möbel geworden ist! Das bringt unserer armen Hilbe die Genesung; man kann die Lona nicht ansehen, ohne sich ihrer zu freuen. Sie begreift auch ihre Aufgabe vollkommen, und ich bin sicher, die findet das Richtige!' Ich bitte dich, Geri, was sagst du dazu? Papa ist doch sonst nicht überschwenglich. Ich bin nur neugierig, wie viele noch auf die Kröte hereinfallen."

In den letzten Worten klang eine herzklöpfende Angst leise mit. Aber Gerhard brummte sehr gleichmütig:

"Na, wir beide wissen ja, was wir von der Sache zu halten haben! Uns soll sie nicht drankriegen. Komm, Lottchen, wir wollen ins Gartentempelchen gehen! Von dort aus sehen wir sie kommen und können Onkel Frei das Signal geben, ohne daß Lona etwas merkt."

Lottchen atmete auf. Zufrieden hing sie sich in

Gerhards Arm und gab sich alle Mühe, mit seinen langen Beinen Schritt zu halten.

Frei fand die Freundin in einem Sessel sitzend, die Arme im Nacken verschränkt, die Augen geschlossen. Sie dankte matt für seinen Gruß.

Er nahm einen Stuhl, zog ihn dicht neben Hilbes Sessel und schaute ihr aufmerksam in das blasse Gesicht: "Ich will die Gedanken wissen, die Sie eben quälten. Bitte, keine Ausrede; sagen Sie mir ganz genau, was Sie soeben dachten! Ich will es wissen als Arzt."

Hilbe verzog ein wenig die Lippen. Es sah unendlich gleichgültig und traurig aus:

"Ich widerspreche ja gar nicht. Wenn Sie wollen, können Sie schon erfahren, was ich dachte. Bei Tisch habe ich mir wieder mal meinen Sohn betrachtet. Er war so lieb, so herzlich, so gutmütig und . . . so unbedeutend. Frei, Sie allein wissen, was ich um dieses Kindes willen aufgab, noch ehe es geboren wurde. Was habe ich nun heute von meinem Opfer? Gerhard ist ein Durchschnittsmensch, der unter der Aufsicht einer gutmütigen, gewissenhaften Lehrerin das gleiche Erziehungsprodukt geworden wäre; mein Fritz, dem seine Liebe die Kraft gab, mich zu verstehen, ist tot, und ich bin einsam . . . ohne Zweck, ohne etwas, das mir Freude macht, ohne etwas, um dessentwillen es sich lohnt zu leben!"

(Fortsetzung folgt).

La Serenata.

Novelle von Armin Biegler, Zürich.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ich dachte an ihr Glück, an dem wir bauen wollten. Da lächelte die kleine Unschuld durch die Tränen und freute sich auf das Haus.

Sie schlang ihre Arme um mich und um den Hals.

"Dann wollen wir es aber nicht wieder umstoßen, nie, nie mehr, gelt, Papa, lieber, guter Papa!" jubelte sie.

Und ich antwortete:

"Nein, nie!"

Und küßte sie wieder, wie vorher, so innig, andachtsvoll. Dann ging ich.

Wieder stürmte ich nun durch die Straßen, aber wie so anders als jenem Sonntagmorgen. So freudig, so friedlich, so hoffnungsreich, die Segel geschwellt!

Und für klein Lilly kaufte ich ein schönes Buch mit eins, zwei, drei, ganz vielen Bildern drin und hielt's in Händen und preßte es an mich, um es ja nicht zu verlieren, und eilte weiter.

Dann kam ich zu einem Blumenladen. Auch da mußte ich eintreten, die Blüten alle lockten mich mit ihrem Duft. Und hätte ich nicht an Nelly gedacht, sie hätten mich an sie erinnert.

Ich ließ mir Rosen geben, einen herrlichen Strauß, und wußte es eigentlich selbst nicht recht.

Und ich hielt ihn in Händen und preßte ihn an mich, um ihn ja nicht zu verlieren, und eilte weiter und kümmerte mich nicht um die vorübergehenden Leute.

Ich hatte Rosen und hatte ein Bilderbuch, wollte es geben, geben, und ich war reich.

Nun verließ ich die Stadt und kletterte die bewaldeten Höhen hinauf, an die sie sich bettet. Und von oben kam leise mir entgegen die Nacht herniedergeriegt, eine Nacht, die flüsterte eine süße Ahnung von wiedererlebendem Leben und Glück, vom nahenden Frühling. Da schlugen die Sternlein die blauen Augen auf, nickten einander schlaftrunken zu, wurden dann vollends wach, und hielten vertrauliche Zwiegespräche; es war alles klar zwischen ihnen. So, gerade so, würde es auch wieder sein, noch heute abend, zwischen meiner Nelly und mir!

Und jedes Sternlein da unten in der Stadt sandte seinen Schein hinaus. Er sollte fragen, was all dies Säufeln und

Wehen und all das Treiben bedeute und was die Nacht da verkünde. Und er stieg, vereint mit den andern, zum Himmel empor und wob sich in ihn hinein. Das gab einen Heiligenschein über der träumenden Erde und über den Menschen. Da mußten die doch gut sein und treu, da mußte mein Weib es doch auch sein, sie ganz sicher vor allen andern; sie war ja die Mutter meines Kindes. Wie konnte ich auch nur dran zweifeln!

Und wieder schämte ich mich.

Nun suchte ich, wie ein schwärmender Jüngling, aus allen andern heraus ihr Licht zu entdecken und glaubte, es sei das hellste und ich hätte es gefunden. Ich grüßte es lange. Und ich dachte, ein taumelnder Falter schwirre darum, der würde geblendet sich die Flügel verengen. Da blickt sie auf von ihrer Arbeit oder ihrem Buch oder dem Spiel mit klein Lilly und streckt ihre weiße Hand aus und rettet ihn mitleidig vor dem Untergang. Oder hat sie ihn gelassen und gedacht, es sei doch ein Sterben in Licht und in Blut? Fast beneidete ich das Tierchen um seinen Tod und um ihre Nähe.

Aber das Licht schien mir heller zu leuchten und schien mich nach Hause zu rufen.

Doch nein! Ein paar Minuten noch wollte ich schwelgen da oben. Es war zu süß, dieses Ahnen!

Da trat auch mein alter Freund, der Träumer Mond, zwischen dunkeln Tannen hervor, langsam gemessenen Schrittes und sandte mir seinen langsam gemessenen Gruß zu. Wir hatten uns gewöhnlich recht gut verstanden und hielten uns immer zusammen über süßschweren Stimmungen unterhalten. Doch jetzt war ich plötzlich zu glücklich und übermütig, lachte sogar über den Greis, der schon soviel von Leid und Herzweh erfahren, und es gelüstete mich, ihn zu verspotten, und ich rief ihm zu: "Du alter, unverbesserlich sentimentaler Gefelle, du ewig melancholischer Kopfhänger du, laß dich doch endlich begraben, wenn du doch nicht froh wirst auf dieser Welt!"

Seit diesem Gespräch mit dem Mond habe ich nicht mehr gelacht. Gestern waren's sechzehn Jahre. Man kann ja auch leben, ohne zu lachen. Ich mußte es wohl, wenn jeder Versuch mich schmerzt.